

(Nachdruck verboten.)

42]

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Es schellte. Sie stürzte an den Ofen und riß etwas Kinderwäsche herunter, dann ging sie hinaus und öffnete. Ein brünetter, korpulenter Herr im Spazierpelz trat dienernd ein, den hohen Hut hielt er vor sich hin, zusammen mit den Handschuhen und dem Stock. Pelle wollte seinen Augen nicht trauen — es war der Hofschuhmacher. Er kommt wohl, um mit Dir abzurechnen! dachte er und bereitete sich auf einen Kampf vor. Er bekam Herzklopfen, und etwas in ihm fing an, hinab zu rutschen, alte Untertänigkeit war im Begriff aufzusteigen und sich seiner zu bemächtigen. Aber das währte nur einen Augenblick, dann war er seiner selbst wieder sicher. Ruhig bot er seinem Gast einen Stuhl.

Meyer saß da und sah sich in dem einfachen, netten Stübchen um, als wolle er erst die Hilfsmittel seines Feindes mit seinen eigenen vergleichen, ehe er etwas unternahm. Pelle fing etwas in seinem wandernden Blick auf und ward plötzlich eine ganze Menge klüger in seiner Menschenkenntnis. Er sieht da ja geradezu und guckt herum, ob er nicht etwas entdecken kann, was in die Leihbank gewandert ist, dachte er empört.

„Um, ich ho' e Ihr geehrtes Schreiben erhalten,“ begann Meyer endlich. „Sie sind also der Ansicht, daß keine Veranlassung zu einer Erwägung des Zustandes vorliegt; aber — äh — ich meine doch —“

„Nein, das meine ich allerdings nicht,“ erwiderte Pelle, der sich vorgenommen hatte, den Ton des Schreibens festzuhalten. „Es herrscht ja überall die beste Ordnung. Ueberhaupt scheint es ja jetzt, als wenn die Sache gehen sollte, jetzt, wo wir jeder unseren Bereich haben, der die Sachen unparteiisch erwägen kann.“ Er sah Meyer unschuldig an.

„So, also das meinen Sie? Es kann Ihnen doch nicht unbekannt sein, daß mich meine Arbeiter einer nach dem anderen verlassen, um nicht zu sagen, daß sie mir weggenommen werden. Ich kann Ihnen nicht den Gefallen tun, das geordnete Verhältnisse zu nennen.“

Pelle saß da und ärgerte sich über Meyers geleckten Ton. Zum Teufel auch, warum brauste er nicht auf, wie ein ordentlicher Mann, statt dazusitzen und Anspielungen hinaus zu schwitzen! Aber wollte er Firtlesanzereien haben, dann man zu! „Ah — Ihre Leute verlassen Sie?“ fragte er interessiert.

„Ja, das tun sie,“ sagte er und sah überrascht auf. Pelles Ton machte ihn unsicher. „Und sie schikanieren mich, halten ihre Verabredungen nicht inne und lassen meine Voten vergebens laufen. Früher hat jeder Mann seine Arbeit geholt und gebracht, jetzt muß ich Voten dazu halten; das kann das Geschäft nicht tragen.“

„Die Gesellen haben ja auch vergebens laufen müssen, ich habe ja selbst bei Ihnen gearbeitet,“ erwiderte Pelle. „Aber Sie sind also der Ansicht, daß wir den Zeitverlust besser tragen können?“

Meyer zuckte die Achseln. „Das ist doch ein Glied in Ihrem Erwerb, die Verhältnisse sind nun einmal auf die Ordnung basiert. Aber wenn ich dann nur wenigstens sicher wäre, Leute zu haben. Das da geht nicht so weiter, Mensch!“ schrie er plötzlich auf. „Verdammt und verflucht, das geht nicht so, das ist nicht ehrlich!“

Der kleine Laffe sprang in die Höhe und fing an zu brüllen. Ellen kam hastig herein und trug ihn in die Schlafkammer.

Ein scharfer Zug prägte sich um Pelles Mund aus. „Wenn Ihre Leute Sie verlassen, dann werden sie wohl Grund dazu haben,“ erwiderte er; er hatte freilich mehr Lust, Meyer direkt ins Gesicht zu sagen, daß er ein Ausfanger sei. „Der Fachverein kann seine Mitglieder nicht zwingen, für einen Mann zu arbeiten, mit dem sie vielleicht nicht auskommen können. Ich habe selbst eben den Abschied in einer Werkstatt bekommen — aber aus dem Grunde kann man doch nicht zwei Vereine alarmieren.“ Er sah seinen Widersacher

fest an, indem er ihm den Sieb versetzte; die Büge in seinem Gesicht zitterten leicht.

„Aha,“ erwiderte Meyer und rieb sich die Hände mit einem Ausdruck, der sagte, daß er nun endlich festen Boden unter seinen Füßen fühlte. „Ach so — da kam es endlich heraus. Sie sind ja auch Diplomat, ein großer Diplomat! — Sie haben einen klugen Mann, kleine Frau!“ wandte er sich an Ellen, die sich am Büfett zu schaffen machte. „Hören Sie einmal, Herr Pelle, Sie sind ein Mann für mich, und wir müssen zu einem Ergebnis kommen. Wenn zwei tüchtige Leute miteinander reden, dann kommt auch etwas dabei heraus — das kann gar nicht anders sein! Ich habe Verwendung für einen intelligenten und tüchtigen Fachmann, der den Maßzeichnungen und Zuschneiden vorstehen kann. Der Platz ist gut gelohnt, und Sie können einen schriftlichen Kontrakt auf eine Reihe von Jahren bekommen. Was sagen Sie dazu?“

Pelle erhob den Kopf mit einem Ruck. Ellens Augen stoben Funken, sie wurden wunderbar dunkel und legten sich zwingend über ihn, als wollten sie einen Willen in ihn hineinbrennen. Einen Augenblick starrte er verwirrt vor sich hin. Das Anerbieten kam ihm so überwältigend und überraschend; dann lächelte er. Ei, ei, sollte er sich jetzt als Handlanger des Ausfangers verkaufen!

„Das ist wohl nichts für mich,“ antwortete er. „Sie müssen sich mein Anerbieten natürlich überlegen,“ antwortete Meyer und erhob sich. „Sagen wir drei Tage?“

Als der Hofschuhmacher gegangen war, kam Ellen langsam hin und legte den Arm auf Pelles Schulter. „Was für ein kluger und tüchtiger Mann Du doch bist,“ sagte sie leise und spielte mit seinem Haar; in ihrem Wesen lag etwas, das einer Abbitte glich. Das Anerbieten erwähnte sie mit keinem Wort, sondern fing an, bei ihrer Arbeit zu trällern. Es war lange her, daß Pelle sie hatte singen hören; und der Gesang war ihm eine lichte Versicherung dafür, daß er diesmal siegen würde.

20.

Pelle führte den Kampf unberdrossen weiter, schlug sich mit widrigen Verhältnissen und mit Abtrünnigkeit herum und ging nur immer wieder klüßig drauflos. Zahlreiche Male im Laufe des Kampfes war er immer wieder auf demselben Fleck; Meyer hatte eine neue Abteilung Arbeiter aus dem Auslande bekommen, und er mußte wieder von vorne anfangen: sie zu bearbeiten, so daß sie wieder abreißen oder sie unter den Hausbewohnern unmöglich machen, so daß sie verziehen mußten. Der Nachwinter war hart und kam Meyer zu Hilfe. Er lohnte seine Arbeiter jetzt gut und hatte eine Schar Unorganisirter zusammengebracht; eine Zeitlang sah es so aus, als könne er sein Geschäft wieder in Gang bringen. Aber Pelle hatte den Unorganisierten nur infolge von Zeitmangel Ruhe gelassen; jetzt suchte er sie auf und kam mit mehr Autorität als das letztemal. Man sprach schon von seinem Willen, die meisten übergaben sich ihm im voraus. „Dem kann kein Teufel widerstehen,“ sagte sie.

Er schwankte nicht in seinem Glauben an den Sieg und ging überall drauflos, er philosophierte sich nicht auf die eine Seite des Resultates hinüber, sondern legte alle Kräfte daran, um es wirklich zu erreichen. Starke Mächte regten sich in ihm, führten ihn den geraden Weg. Die Vereinsgenossen folgten ihm willig und nahmen die Entbehrungen, die die Entvölkerung der Werkstätte mit sich führte, willig hin. Er besaß ihr Vertrauen, und sie fanden, daß es im Grunde ein herrlicher Spaß war, dies Spiechumdrehen, wo sie ausnahmsweise einmal den Druck auf den Ausgangspunkt zurückkehren ließen. Sie hatten es bitter erprobt, was es heißt, vergebens zu laufen, um Arbeit zu betteln, und um ihr Guthaben zu betteln und zu zanken — die Kleinen zu sein. Es war amüsant, die Rollen zu vertauschen. Jetzt spielten die Mäuse mit der Kabe und amüsierten sich gut dabei, obwohl ihre Krallen sie hin und wieder kratzten.

Pelle fühlte das Zutrauen von Mann zu Mann durch die Bereitwilligkeit, mit der sie ihm folgten, als sei er nur der Ausdruck ihrer eigenen Gesinnung. Und wenn er auf den Generalversammlungen und Zusammenkünften stand, um einen Bericht abzulegen oder zu agitieren und der Beifall der Kameraden ihm entgegenschlug, spürten sie, wie ihre starken

Kräfte in ihm zusammenschloffen. Er war wie der Zeithammel des Schiffes, die ganze Kraft ging mit ihm vor. Er fing an, sich zurechtzufinden als Ausdruck für etwas Größeres: er war zu etwas ausersehen.

Der Belle, der klug und ruhig mit Meyer verhandelt und festgenagelt hatte, was er wollte, ohne auch nur ein böses Wort zu sagen, war nicht der gewöhnliche Belle! Ein größeres Wesen arbeitete in ihm, mit mehr Verantwortung, als er selbst es ahnte! Er prüfte sich selbst, um sich dies Bewußtsein anzueignen, er fühlte, daß dort Kräfte waren.

Dies Höhere stand in mystischem Zusammenhang mit so Vielem, bis ganz zurück in die früheste Kindheit konnte er es als eine reiche Verheißung verfolgen. So viele hatten auch unwillkürlich etwas von ihm erwartet; er hatte ihnen nur verwundert gelauscht, jetzt ward es zur Prophezeiung.

Er achtete genauer auf die Worte in seinem persönlichen Verhältnis, jetzt, wo ihre unbegrenzte Tragweite sich ihm offenbart hatte. Aber bei der Agitation waren ihm die stärksten Worte die natürlichsten, sie kamen wie ein Echo aus dem leeren Raum, der unbegrenzt hinter ihnen lag. Er beschäftigte sich mit seiner Persönlichkeit. Alles das, was er bisher sorglos einen freien und unbegrenzten Spielraum gegeben hatte, mußte jetzt am liebsten eingefriedigt werden und einem Zweck dienen. Auch sein Verhältnis zu Ellen prüfte er, entschuldigte sie und gab sich Mühe, ihre Ansprüche an das Glück zu verstehen. Er war sanft und gut gegen sie, aber unbeugsam im wesentlichen.

Wegen des Hofschuhmachers machte er sich kein Gewissen. Er hatte lange genug seine Uebermacht auf allen Gebieten mißbraucht; durch sein großes Geschäft hatte er die Zustände geschaffen und beherrscht, die schlechtesten Verhältnisse mußten auf ihn zurückgeführt werden. Es war jetzt Sommer und eine gute Zeit für die Arbeiter, und sein Geschäft ging stark zurück. Belle sah seinen Fall voraus und fühlte sich als gerechter Räder.

Der jahrelange Kampf nahm seinen ganzen Sinn in Anspruch. Immer war er unterwegs, kam nach Hause gestürzt zu der Arbeit, die dalag und auf ihn wartete, schaffte sie beiseite wie ein Wütender, und eilte wieder von dannen. Von Ellen und dem kleinen Lasse sah er in dieser Zeit nicht viel, sie lebten ihr Leben ohne ihn.

Er wagte nicht, sich bei der Latsache zu beruhigen, daß das Zusammenhalten jetzt stark war. Beständig war er unterwegs, um noch mehr zu stützen und zu unterbauen; er wollte dem Unvorhergesehenen nicht zum Opfer fallen. Seine Unermülichkeit steckte die Kameraden an, sie wurden eifriger und eifriger, je mehr sich der Kampf in die Länge zog. Er wuchs für sie durch die Opfer, die er erforderte, und durch die Kraft des Widerstandes; Meyer wuchs allmählich zu einem Koloß heran, den niederzuhauen jeder seine Wohlfahrt einsehen mußte. Familien gingen dabei zugrunde; aber je mehr Opfer der Kampf erforderte, um so sorgloser schienen sie drauflos zu geben. Und sie jubelten vor Freude an dem Tage, als der Koloß fiel und einige von ihnen unter seiner Masse begrub.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Chadschi-Murat.

Von Leo Tolstoi.

23]

„Wo stecken eigentlich die Burschen?“ fragte Butler.
 „Sie werden irgendwo in der Schenke sein,“ sagte Maria Dmitrijewna. „Warum fragen Sie?“
 „Sie sollen die Tür aufschließen; eine ganze Schar von Bergbewohnern hält vor dem Hause. Chadschi-Murat ist angekommen.“
 „Was für Geschichten erzählen Sie da!“ sagte Maria Dmitrijewna lächelnd.
 „Ich scherze nicht, es ist wahr. Er hält draußen an der Treppe.“
 „Wirklich?“ fragte Maria Dmitrijewna höchst erstaunt.
 „Reinen Sie, ich würde mir das aus den Fingern saugen? Sehen Sie doch selbst nach, er steht draußen.“
 „Nun sag' einer! So was!“ sagte Maria Dmitrijewna, streifte ihre Kermel herunter und steckte die Haarnadel in dem dicken Zopfe fester.
 „Dann will ich doch gleich Iwan Matwejewitsch wecken. Und Du, Bondarenko,“ sprach sie zu dem Burschen des Majors, der soeben auf der Bildfläche erschien, „schließ die Tür auf.“
 „Nun, meinnetwegen mag er dassehen,“ sagte Maria Dmitrijewna und machte sich wieder an die Arbeit.
 Der Major hatte schon davon gehört, daß Chadschi-Murat in Grosnaja angekommen sei. Als nun Butler ihm erzählte, daß er draußen vor dem Hause halte, war er durchaus nicht besonders er-

starrt, sondern brummte nur ärgerlich in den Bart hinein, warum ihm die Vorgesetzten diesen Satan auf den Hals schidten. Langsam erhob er sich von seinem Lager, drehte sich eine Zigarette zu recht, zündete sie an und begann, während er abwechselnd sich räusperte und schimpfte, seine Toilette zu machen. Als er angezogen war, befohl er seinem Burschen, ihm die Medizin zu reichen. Der Bursche wußte, daß er unter der Medizin den Branntwein verstand und reichte ihm die Flasche.

„Nichts ist schlimmer, als wenn man alles durcheinander trinkt,“ brummte er, nachdem er ein großes Glas Branntwein heruntergetrunken und ein Stück Schwarzbrot nachgegessen hatte. „Da hab' ich nun gestern diesen Rotwein versucht, und nun tut mir der Kopf weh. . . . Na, jetzt bin ich fertig,“ sagte er und begab sich nach dem Wohnzimmer, wohin Butler inzwischen Chadschi-Murat und den ihn begleitenden Offizier geführt hatte.

Der Offizier, der mit Chadschi-Murat gekommen war, überbrachte dem Major den Befehl des Oberstkommandierenden des linken Flügel, Chadschi-Murat bei sich unterzubringen und ihm den Verkehr mit den Bergbewohnern durch Sendboten zu gestatten, ihn jedoch nie anders als unter einer Kofatenbedeckung aus der Festung herauszulassen.

Iwan Matwejewitsch las die ihm übergebene Order, sah Chadschi-Murat durchdringend an und vertiefte sich dann wieder in die Lektüre des Schriftstückes. Nachdem er in dieser Weise seine Augen mehrmals zwischen dem Schriftstück und Chadschi-Murat hin und her wandern lassen, ließ er sie schließlich auf seinem Gaste ruhen und sagte: „Jasschi, bel, jasschi. Er kann hier bleiben. Segen Sie ihm, daß ich Order habe, ihn nicht hinauszulassen. Und solch eine Order ist ein Heiligtum. Was seine Unterbringung anlangt — ja, was meinst Du, Butler: vielleicht richten wir ihm die Känglei ein?“

Noch hatte Butler keine Zeit zur Antwort gefunden, als Maria Dmitrijewna, die aus der Küche herbeigekommen war und in der offenen Tür stand, sich zum Major wandte: „Warum denn? Er kann doch hier bleiben. Wir richten ihm das Gastzimmer und die kleine Kammer ein. Dann hat man ihn wenigstens unter den Augen,“ sagte sie und warf dabei einen Blick auf Chadschi-Murat, sah jedoch sogleich wieder fort, als sie seinen Augen begegnete.

„Ich meine, daß Maria Dmitrijewna recht hat,“ sagte Butler. „Nun, nun, geh schon, das sind hier keine Weibergeschäfte,“ versetzte Iwan Matwejewitsch sticrunzelnd.

Während dieser ganzen Unterhaltung hatte Chadschi-Murat die Hand auf dem Dolchgriff und ein feines, spöttisches Lächeln um den Mund, dagefassen. Er sagte, es sei ihm ganz gleichgültig, wo man ihn unterbringe. Es komme ihm nur darauf an, mit den Bergbewohnern in Beziehungen zu treten, was ihm der Sarkar erlaubt hatte. Er wünschte daher, daß man ihnen den Zutritt zu ihm nicht verwehre. Der Major sagte, dem siehe nichts entgegen, und bat Butler, den Gast so lange zu unterhalten, bis das Frühstück aufgetragen würde und die Zimmer für Chadschi-Murat in Ordnung wären. Er selbst müsse nach der Känglei, um seinen Bericht zu machen und die nötigen Anordnungen zu treffen.

Chadschi-Murats Verhältnis zu seinen neuen Bekannten nahm von vornherein einen ganz bestimmten Charakter an. Segen Iwan Matwejewitsch hegte er vom ersten Augenblick an eine ausgesprochene Abneigung und Geringschätzung und behandelte ihn von oben herab. An Maria Dmitrijewna, die ihm das Essen bereitet und auftrug, fand er einen ganz besonderen Gefallen. Ihr einfaches Wesen, der eigene Reiz ihrer ihm fremdartigen Schönheit und das Gegengefühl, das ihr offenkundiges Interesse für ihn in ihm hervorrief, machten ihm ihre Erscheinung überaus angenehm. Er bemühte sich, sie nicht anzusehen und nicht mit ihr zu sprechen, unwillkürlich jedoch wandten sich seine Augen ihr zu und verfolgten jede ihrer Bewegungen.

Zu Butler trat er sogleich vom Beginn ihrer gegenseitigen Bekanntschaft an in sehr freundschaftliche Beziehungen. Er unterhielt sich gern mit ihm, fragte ihn über seine Vergangenheit aus, erzählte ihm mancherlei von seiner eigenen Person, teilte ihm mit, was die bei ihm erscheinenden Landsleute von dem Schicksal seiner Familie berichteten, und fragte ihn sogar um Rat, was er tun solle. Die Nachrichten, die ihm die Sendboten aus dem Gebirge brachten, waren nicht die besten. Zweimal erhielt er während der ersten vierzehn Tage, die er in der Festung verbrachte, Besuch von drüben, und beide Male war es schlimme Kunde, die sie ihm zutrugten.

10.

Chadschi-Murats Familie war bald, nachdem er selbst sich zu den Russen begeben hatte, nach Schamyls Residenz gebracht worden, wo sie unter strenger Bewachung gehalten wurde, bis der Imam ihr Schicksal entschieden hätte. Die Frauen — die alte Mutter Ratimat und die beiden Gattinnen Chadschi-Murats — wohnten samt den vier jüngeren Kindern unter strenger Aufsicht in dem Hause des Unteranführers Ibrahim-Maschid, während Chadschi-Murats achtzehnjähriger Sohn Jussuf im Kerker saß. Dieser Kerker bestand aus einem mehrere Ellen tiefen dunklen Loch, in dem Jussuf mit sieben Verbrechern, die gleich ihm der Entscheidung ihres Schicksals harrten, festgehalten wurde.

Die Entscheidung über das Schicksal der Gefangenen verzögerte sich darum, weil Schamyl abwesend war. Er war auf einem Kriegszuge gegen die Russen begriffen.

Am 6. Januar 1852 kehrte Schamyl nach einem Zusammenstoß mit den Russen zurück, bei dem er nach der Meinung der Russen

eine Schlappe erlitten und die Flucht ergriffen hatte, während er noch seiner und aller Muriden Auffassung den Sieg davongetragen und die Russen vertrieben hatte. Er hatte in diesem Treffen, was nicht oft geschah, selbst eine Wunde auf die Feinde abgefeuert und war mit geschwungenem Säbel auf sie losgesprungen, daß seine Muriden ihn mit Gewalt zurückhalten mußten, Zwei von ihnen hatten dabei an seiner Seite den Tod erlitten.

Es war um die Mittagsstunde, als Schamyl in Begleitung einer Schar von Muriden, die um ihn herum ihre Kasse tummelten, ihre Büchsen und Pistolen in die Luft abschossen und ohne Aufhören ihr „La illach il allah“ („Es ist nur ein Gott“) sangen, in seinem Hauptort Dargo erschien.

Die ganze Bevölkerung der großen Ortschaft stand auf der Straße und auf den Hausdächern, um den Gebieter würdig zu empfangen. Man feuerte, um die Feierlichkeit des Einzuges zu erhöhen, gleichfalls aus Büchsen und Pistolen in die Luft. Schamyl ritt auf einem weißen arabischen Rosse, das bei der Annäherung an das Haus seines Herrn lebhaft und munter den Kopf in den Bügeln bewegte. Sattel- und Zaumzeug waren im übrigen von recht schlichter Art, weder Gold noch Silber blinkten daran; der Bügel bestand aus einem in der Mitte mit einem dunklen Streifen verzierten roten Riemen aus feinem Leder, die Steigbügel waren einfache, runde Metallhülsen, und die unter dem Sattel hervor-schauende Schabrade war aus einfachem rotem Luch verfertigt. Der Jmam trug einen braun überzogenen, am Halse und an den Armen mit schwarzem Kaudwerk besetzten Schafsch, der um die schlanken Hüften mit einem Riemen umgürtet war. Ein Dolch steckte in dem einfachen Gürtel. Auf dem Kopfe trug er eine hohe Dammsellmütze mit flachem Deckel, schwarzer Troddel und einem weißen Turban, dessen Ende über den Hals herabhing. Die Füße steckten in grünen Schuhen, und über die Waden hatte er schwarze, mit einfacher Schnur besetzte Lederstrümpfe gezogen.

Nichts Schimmerndes, kein Gold- oder Silberschmuck, war an dem Jmam zu sehen. Seine hohe, gerade, stattliche Gestalt in der schmucklosen Kleidung machte inmitten der Muriden, deren Kleider und Waffen reich mit Gold und Silber verziert waren, einen überaus ernsten Eindruck. Und dieser Ernst seiner Erscheinung war es, der auf das Volk jene starke, von Schamyl wohl berechnete Wirkung hervorbrachte. Sein blaßes, von dem gestuhten roten Vollbart umrahmtes Gesicht mit den stets halb geschlossenen kleinen Augen hatte in seiner Unbeweglichkeit einen starren, steinernen Ausdruck. Während er die Straße entlangritt, fühlte er wohl, daß Tausende von Augen auf ihn gerichtet waren, er selbst jedoch würdigte niemanden auch nur eines Blickes.

Chadschi-Murats Frauen waren mit den übrigen Hausbewohnern zusammen auf den Allan hinausgekommen, um den Einzug des Jmams mit anzusehen. Nur die alte Fatimat, Chadschi-Murats Mutter, war in der Hütte zurückgeblieben — die langen, hageren Arme um die Knie geschlungen, sah sie dort auf dem Fußboden, während das aufgelöste graue Haar über ihre Schultern herabfiel. Mit den stehenden schwarzen Augen blinzelnd, schaute sie auf die verblümmenden Zweige im Ramin. Gleich ihrem Sohne hatte sie Schamyl stets gehaßt und wollte ihn jetzt so wenig wie früher sehen.

Auch Jussuf, der Sohn Chadschi-Murats, bekam den feierlichen Einzug Schamyls nicht zu sehen. Er hörte nur in seiner finsternen, von üblen Dämpfen erfüllten Grube die Freudenschläufe und den Gesang und empfand heftigen Schmerz über seine Einschließung, wie nur ein von Lebenslust und Lebenskraft strotzender Jüngling, den man der Freiheit beraubt, sie empfinden kann. Draußen war alles heller Jubel — und er sah in dem düsteren Loch und sah nur immer diese unglücklichen, schmüßigen, verhärmten Gesichter seiner Kerkergenossen, die voll Bosheit waren und zumeist einander gegenseitig hashten. Er beneidete jene Glücklichen, die in Licht, Luft und Freiheit auf ihren schmudden Rossen sich um dem Gebieter tummelten, ihre Büchsen losknallen und freudig ihr „La illach il allah“ rufen konnten.

Nachdem Schamyl den Ort passiert hatte, lenkte er in einen großen Hof ein, an den sich ein zweiter, immerer Hof anreichte. In diesem befand sich Schamyls Serail. Zwei bewaffnete Resghier empfingen Schamyl an dem offenen Tore des ersten Hofes, in dem sich eine große Menge Volkes versammelt hatte. Die einen waren von fernher gekommen, um über ihre Angelegenheiten mit Schamyl zu reden, andere waren einfach Bettler, und noch andere waren erschienen, um sich vor ihm als Richter zu verantworten und sein Urteil entgegenzunehmen. Als Schamyl auf den Hof geritten kam, erhoben sich alle Anwesenden und begrüßten den Jmam ehrerbietig, indem sie die Hände auf die Brust legten. Einige knieten nieder und verbeugten in dieser Haltung, bis Schamyl den Hof vom äußeren bis zum inneren Tore durchgemessen hatte. So manches Gesicht, dessen Anblick ihm unangenehm war, und so manchen lästigen Wittstiller erkannte Schamyl unter den Wartenden, doch ritt er an allen mit demselben unbeweglich starren Gesichte vorüber, lenkte in den inneren Hof ein und stieg an der Galerie seiner Behausung links vom Tore ab. Nach den Anstrengungen des Kriegszuges, der zwar von Schamyl und den Seinigen als Sieg gefeiert wurde, aber doch in Wirklichkeit ein Mißerfolg war, sehnte sich Schamyl jetzt nur nach Ruhe. Abgegeben von der Einschüerung und Zerstörung zahlreicher Festschengendörfer, hatte dieser Zug zur Folge, daß das wankelmütige Volk in den Bergen unsicher und der Unterwerfung unter das russische Regiment zugänglich gemacht war, und Schamyl war von der Notwendigkeit von Gegenmaßregeln

fest überzeugt. Jetzt aber lagen ihm diese Gedanken fern. Im Schoße der Familie, unter den Liebklängen der schwarzäugigen, schnellfüßigen Aminet, seiner achtzehnjährigen Lieblingsgattin, wollte er sich zunächst von den überstandenen, mehr geistigen als körperlichen Strapazen erholen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schilddrüse.

Die Schilddrüse gehört zu den Organen des menschlichen Körpers, denen man früher keine Bedeutung zumah. Die Untersuchungen der letzten Jahrzehnte haben indessen gezeigt, daß sie von lebenswichtiger Bedeutung ist; Tiere, denen die Schilddrüse herausgenommen ist, gehen in kurzer Zeit unter sehr eigenartigen Krankheitserscheinungen zugrunde. Heute wissen wir, daß auch gewisse Krankheiten des Menschen auf einer Entartung oder abnormen Entwicklung der Schilddrüse beruhen. Es wäre heute ein großer Kunstfehler, einem Menschen dieses Organ etwa zu operativen Zwecken völlig zu entfernen.

Das Gewicht der Drüse, die unmittelbar vor und zu beiden Seiten des Kehlkopfes und der Luftröhre gelegen ist, schwankt zwischen 30 und 60 Gramm; sie besteht aus zwei Seitenlappen, die durch ein schmales Mittelstück miteinander verbunden sind und dadurch eine hufeisenähnliche Gestalt bekommen. Bei manchen Menschen kann die Drüse eine sehr erhebliche Größe erreichen, zum Kropf entarten und mannigfache Leiden hervorrufen. Die Drüse kann empfindliche Organe, Nervenstränge, die in der Nähe liegen, drücken und dadurch Lähmungen hervorrufen; besonders häufig als Begleitererscheinung von Schilddrüsenentzündungen ist die Lähmung des Stimmnerven, der die Öffnung und Schließung der Stimmbänder zu besorgen hat. Solche Menschen sind andauernd heiser, können keine Stimme bilden, während ihre Sprechmuskulatur ungestört ist; sie können also die einzelnen Wortbildungen mit der Zunge, dem Gaumen usw. fort formen, sie aber nicht zum Tönen bringen, weil ihre Stimmgebung geschädigt ist. Solche Lähmungen sind natürlich nur Nebenbefunde; sie haben mit dem Wesen der Schilddrüse nichts zu tun. Wie wir aus genannten chemischen Untersuchungen wissen, wird in der Schilddrüse ein jodhaltiger Eiweißkörper, das sogenannte Thyreo-jodin, produziert; es scheint, daß dieser Stoff das wirksame Prinzip der Schilddrüse darstellt. Uebrigens ist die Schilddrüse auch das einzige Organ des menschlichen Körpers, das eine jodhaltige Substanz herstellt.

Die große Bedeutung des Thyreo-jodins für den menschlichen Organismus hat uns die experimentelle Physiologie gelehrt. Die Chirurgen hatten früher, als man die Bedeutung der Schilddrüse unterschätzte, das Leibt vorn am Halse zugängliche Organ bei tropfziger Entartung herausgeschnitten. Es zeigte sich aber bald, daß die vollständige Entfernung der Schilddrüse unangenehme Erscheinungen zur Folge hatte, Wachstumsstörungen, Knochenerkrankungen und auch Beeinträchtigung der geistigen Funktionen hervor-rufen konnte. Man machte bald die Erfahrung, daß diese Folgezustände vermieden wurden, wenn ein kleiner Teil der Drüsen-substanz im Körper zurückblieb, und änderte auf Grund dieser Ergebnisse, die in vielen Tierexperimenten ihre Bestätigung fanden, die Operation entsprechend ab; man ließ also einen kleinen Teil der Drüse auf alle Fälle zurück. Einige kühne Forscher konnten am Tierexperiment zeigen, daß die bösen Folgeerscheinungen auch ausblieben, wenn nach der radikalen Entfernung der Schilddrüse ein Teil davon an eine andere Stelle des Körpers verpflanzt (transplantiert) wurde. Es war also nicht nötig, daß die Drüse ihren Sitz am Halse behielt, es war nur nötig, sie bezu. einen Teil von ihr an einer gut ernährten Stelle des Körpers zu erhalten. Weiters Versuche führten sodann zu dem Resultat, daß auch der bloße Genuß von Schilddrüsen-substanz die Folgen der Totaloperation aufheben kann. Wir werden noch sehen, daß diese Erfahrung heute dazu benutzt wird, gewisse Allgemeinerkrankungen, die auf eine Verkümmernng der Schilddrüse zurückgeführt werden können, in sehr wirksamer Weise zu bekämpfen.

Die Schilddrüse wirkt also nicht örtlich, nicht lokal, wie die meisten anderen drüsigen Organe, die Speicheldrüsen des Mundes, die Bauchspeicheldrüse, die Nieren, sondern sie übt eine Allgemeinwirkung auf den Körper aus. Sie braucht darum nicht an eine bestimmte Stelle des Körpers gebunden zu sein. Die am meisten verbreitete Ansicht geht dahin, daß die jodhaltige Substanz der Schilddrüse den Zweck habe, giftige Stoffwechselprodukte des Körpers unwirksam zu machen, also eine Entgiftung des Körpers herbeizuführen. Das Wesen der Schilddrüsenwirkung ist bisher noch durchaus nicht voll aufgeklärt; wir wissen nur soviel, daß Menschen und Tiere schwere Allgemeinerkrankungen bieten, wenn ihre Schilddrüse nicht normal funktioniert. Dabei ist sowohl der völlige Mangel der Drüse als auch die übermäßige Produktion der wirksamen Drüsen-substanz schädlich; beide Zustände kommen beim Menschen vor, die mangelhafte Entwicklung und die überer-widlung der Schilddrüse, und sind für bestimmte Krankheits-zustände charakteristisch; erstere für eine ganz bestimmte Art geistiger und körperlicher Zurückgebliebenheit, den sogenannten Kretinismus und das ihm nahestehende Myxödem, letztere für die bekannte Basedow'sche Krankheit.

Bei den Kretns, geistig zurückgebliebenen Menschen von 60

sonderer Art, die unerklärlicherweise in gewissen Gebirgsgegenden häufig angetroffen werden, ist die Schilddrüse oft abnorm groß, aber funktionsuntüchtig, degeneriert; bei manchen fehlt sie auch vollkommen. In allen Fällen von Kretinismus liegt jedenfalls eine Störung der Schilddrüsenfunktion vor. Sehr häufig geht mit der mangelhaften Entwicklung der geistigen Fähigkeiten auch eine Störung des Körperwachstums einher. Die Kinder gedeihen nicht recht, bleiben klein, sehen häßlich und plump aus; sie haben im Gesicht einen gleichgültigen, blöden Ausdruck. Unter der Haut dieser Kinder sammelt sich eine zuckrige, schleimige Flüssigkeit an, so daß sie ein gedunnenes Aussehen bekommen; ferner bleiben sie erheblich im Knochenwachstum zurück, lernen oft erst sehr spät stehen und laufen. Durch alle diese Eigenschaften wird ein angeborenes Krankheitsbild charakterisiert, das in der medizinischen Wissenschaft als *Myxödem* bezeichnet wird. Gerade diese angeborene Verkümmernng aller geistigen und körperlichen Funktionen ist in hohem Maße der Besserung fähig, wenn den Kindern in irgendeiner Form Schilddrüsensubstanz zugeführt wird, wie es heute mit großem Erfolg geschieht. Auf den Zusammenhang dieser Erkrankung mit der Schilddrüsenfunktion ist man erst durch die praktischen Erfahrungen der Chirurgie gekommen. Namentlich der berühmte Schweizer Chirurg Kocher hat festgestellt, daß sich nach totaler Schilddrüsenentfernung auch beim gesunden Menschen Erscheinungen einstellen, die mit denen des angeborenen Myxödems die größte Ähnlichkeit haben. Durch die Erfolge der künstlichen Schilddrüsenverabreichung beim Myxödem wurde dieser angenommene Zusammenhang weiter gesichert.

In einem Gegensatz zum Myxödem, einer auf Verkümmernng der Schilddrüse beruhenden Erkrankung, steht die Basedow'sche Krankheit. Von allen Symptomen der Krankheit fällt am meisten das Hervortreten der Augäpfel aus den Augenhöhlen auf; dadurch bekommen diese Kranken einen ganz besonderen Ausdruck, der ihre Erkrankung sofort auch dem Unkundigen verrät. Außerdem findet sich bei ihnen eine oft kolossale Vergrößerung der Schilddrüse, eine sehr erregte Herzstätigkeit, sowie eine allgemeine psychische und körperliche Erregtheit. Meist magern die Kranken auch sehr ab. Die Symptome stehen also in einem gewissen Gegensatz zu denen des Myxödems. Bei letzterer Krankheit eine allgemeine Stumpfheit der geistigen Funktionen, bei der Basedow'schen Krankheit eine Uebererregtheit, bei ersterer eine Verlangsamung der körperlichen Funktionen, Zurückbleiben des Wachstums, Trägheit der Herzstätigkeit, bei der Basedow'schen Krankheit Beschleunigung des Herzschlages, zitternde Erregung des ganzen Körpers, beim Myxödem Hautverdickungen und unformige Anschwellungen, beim Basedow allgemeine Abmagerung. Der Perbenarzt Möbius hat zuerst auf diesen Gegensatz aufmerksam gemacht und die Theorie aufgestellt, daß auch bei der Basedow'schen Krankheit eine abnorme Funktion der Schilddrüse vorliegen muß, aber nicht, wie beim Myxödem, eine mangelhafte Funktion, sondern im Gegenteil eine zu reichliche Produktion der in der Schilddrüse hergestellten Stoffe. Damit im Einklang steht die kolossale Vergrößerung der Drüse bei der Basedow'schen Krankheit, sowie der unerkennbare Gegensatz ihrer Symptome zu den Erscheinungen der Schilddrüsenverkümmernng.

Nach dieser Anschauung gewinnen die Stoffe, die in der Schilddrüse zur Entgiftung des Körpers gebildet werden, die Oberhand und wirken nun selbst als Gifte. Daß die Schilddrüse die Ursache der Erkrankung ist, unterliegt keinem Zweifel mehr. Den Beweis dafür haben wiederum die praktischen Resultate der Chirurgie geliefert. Die beste Behandlung der Basedow'schen Krankheit ist gegenwärtig die operative; durch Entfernung eines großen Teiles der abnorm entwickelten Schilddrüse wird die Krankheit oft in kurzer Zeit gebessert. Man muß sich dabei nur hüten, die Schilddrüse, wie es früher geschah, völlig zu entfernen, da dadurch, wie aus unseren heutigen theoretischen Ansichten leicht erklärlich ist, das Gegenteil hervorgerufen wird, die vollständige Aufhebung der Schilddrüsenfunktion und die damit im Zusammenhang stehenden Krankheitserscheinungen, die wir vorher geschildert haben, nämlich das künstliche Myxödem.

Ihrer ganzen Wirkung nach gehört die Schilddrüse, deren Bedeutung wir immer mehr schätzen gelernt haben, zu den sogenannten Drüsen mit innerer Sekretion. Während nämlich die gewöhnlichen Drüsen, die Speicheldrüsen, die Schleimdrüsen, die Nieren, die Keimdrüsen usw. die von ihren Zellen hergestellten Stoffe, die Drüsensekrete, durch einen besonderen Ausführungsengang, einen je nach der Größe der Drüse mehr oder weniger weiten Kanal entleeren, die Speicheldrüsen den Speichel in die Mundhöhle, die Nieren den Harn in die Harnblase, besitzen die Drüsen mit innerer Sekretion keinen besonderen Ausführungs Kanal zur Entleerung ihres Sekrets. Die Schilddrüsenstoffe werden nicht durch einen Ausführungsengang nach außen entleert, sie gelangen vielmehr direkt in das Blut, sie diffundieren durch die Zellen der Drüse in die zahlreichen Blutkapillaren, die sich in ihr ausbreiten. Gerade dadurch können diese Stoffe eine Allgemeinwirkung auf den Organismus ausüben, da sie mit dem Blute in alle Teile des Körpers gelangen, während die Drüsen mit Ausführungsengang ihr Sekret immer an einen bestimmten Ort entleeren.

Die innere Sekretion, d. h. die Bildung bestimmter Stoffe im Innern drüsigter Organe und ihre Abführung in das Blut, spielt heute in der Physiologie eine große Rolle. Noch eine Reihe anderer Organe, von denen am besten die Nebennieren untersucht sind, pro-

duzieren Stoffe, die in derselben Weise in das Blut gelangen und dadurch eine Allgemeinwirkung auf den Körper ausüben. Die Nebennieren, die den Nieren aufsitzen, mit ihnen aber funktionell nichts zu tun haben, bilden einen Stoff, der den Blutdruck in charakteristischer Weise beeinflusst. Es ist sogar gelungen, den wichtigsten Bestandteil der Nebennieren künstlich im Laboratorium herzustellen, das sogenannte Adrenalin, und damit eine Wirkung hervorzubringen, die der von den Nebennieren selbst ausgeübten sehr nahe kommt, nämlich eine starke Erhöhung des Blutdrucks durch Zusammenziehung der Muskelfasern hervorruft. Dieses künstlich auf Grund der physiologischen Erfahrungen hergestellte Produkt findet heute in der praktischen Chirurgie eine große Anwendung. Da es die Muskelfasern der Blutgefäße kontrahiert, zusammenzieht, erhöht es einmal den Druck in diesen Gefäßen und verhindert außerdem stärkere Blutungen. Das Adrenalin verengt die Gefäße. Deshalb wird es bei der Lokalanästhesie, der örtlichen Unempfindlichmachung, dem Betäubungsmittel Kokain oder Novocain beigegeben und erzeugt nun eine Blutleere, die natürlich die Arbeit des Chirurgen wesentlich erleichtert. Auch das Adrenalin gelangt als Produkt der inneren Sekretion ständig in den Blutkreislauf und gehört, wie ebenfalls Tierversuche ergeben haben, zu den unentbehrlichen Bestandteilen des menschlichen Körpers. G. Wolff.

Kleines feuilleton.

Geographisches.

„Ueber dem Meeresspiegel.“ Dieser Ausdruck, der sich in jedem Geographiebuch findet, soll besagen, daß alle Höhen auf der Erdoberfläche von einem und demselben Niveau auswärts gemessen werden und daß diese Nullfläche das Niveau des Ozeans ist. Nun entdeckt jedoch die weitere Forschung an diesem scheinbar einfachen Verfahren einen Haken, da das Niveau verschiedener Ozeanteile wesentlich verschieden ist. Schon für Europa sind die Unterschiede ziemlich bedeutend.

Der „Geographische Anzeiger“ stellt von einigen Forschern gewonnene Resultate wie folgt zusammen. Das mittlere Niveau im Mittelländischen und Adriatischen Meer liegt etwa 13 Zentimeter tiefer als in der Ostsee. Die Höhenlage der Ostsee befindet sich um etwa 19 Zentimeter über dem Kattegat. Ähnliche Differenzen kommen auch an südlichen und nördlichen Küsten vor. Für einige Punkte an der holländischen Küste erreichen sie bis zu 15 Zentimeter.

Diese Sachlage macht es begreiflich, warum die Vestrebungen, eine europäische „Normalnull“ einzuführen, bisher ohne Erfolg geblieben sind. Selbst für ein und dasselbe Land ist es nicht leicht, eine derartige Normalnull zu finden. In Preußen z. B. wurde die Normalnull seit 1866 schon zweimal verlegt und nach den letzten Berechnungen zeigt es sich, daß sie etwa 0,3 Zentimeter über dem Nullpunkt des Amsterdamer Pegels und etwa 6,8 Zentimeter über der Swinemünder Null gelegen ist.

Technisches.

Eichenlohe. Durch die Gerberei wird aus den rohen Tierhäuten brauchbares Leder hergestellt, indem man die Häute nach sorgfältiger Reinigung von Fleisch, Haaren, Unterhautzellgewebe usw. im Wasser erweicht und dann mit Gerbstoff fest und widerstandsfähig macht. Trotz mancher gebräuchlichen Surrogate ist die Lohe noch immer das beste und unentbehrlichste Mittel zum Gerben der Rinds- und Pferdehäute sowie der Kalbfelle. Man nennt dieses Verfahren daher Rot- oder Lohgerberei, und die Forstwirtschaft zieht in manchen Gegenden Deutschlands, namentlich in der Palz und den Moellandschaften, namhaften Gewinn aus der Anpflanzung junger Eichen, sogenannter Schälchen, deren Rinde den geschätzten Gerbstoff, die Lohe, liefert. Die Eichbäumchen dürfen nur 10—12 Jahre alt sein, um das beste Erträgnis abzuwerfen. Die Rinde ist dann am reichsten an Gerbstoff (Tannin); ältere Rinden sind zwar ebenfalls brauchbar, liefern aber ein minderwertiges Produkt. Zur Zeit der Ernte der Eichenlohe haben die „Lohmacher“ die Bäume ab, pugen die schwachen Aestchen mit den Blättern aus und schneiden die stärkeren Aeste in handliche Stücken von etwa einem halben Meter Länge, die sie alsdann mit der stumpfen Seite der Art klopfen (ganz in der Art, wie unsere Kinder mit dem Stiel ihres Taschenmessers ihre Weidenpfeifen), um die Rinde zur Ablösung zu bringen. Da sich diese Arbeit schneller und leichter ausführen läßt, wenn die Rinde der Bäume noch ist, so wird hauptsächlich früh und abends sowie an regnerischen Tagen Lohe geschlagen. Und ängstlich wacht der Lohmacher darüber, daß die Feuchtigkeit in der in Bündeln gepackten Rinde erhalten bleibt, bis diese getrocknet ist; denn da sie nach dem Gewicht bezahlt wird, bedeutet jede Austrocknung einen Verlust. Nach dem Abwiegen werden die Bündel an einfache Gestelle zum Trocknen geleht und alsdann in die Lohmühle gebracht, wo sie zermahlen werden. Diese zermahlene Rinde ist die eigentliche Gerberlohe. Die Stämme der Eichbäumchen finden noch anderweitige Verwendung. Man hackt sie nämlich nicht an der Wurzel ab, sondern etwa in Mannshöhe, läßt sie, nachdem man sie geschält hat, bis zum nächsten Frühjahr stehen und verkauft sie dann an die Stellmacher, die sie als „Wertstüde“ schätzen.